

# Ein Stammtisch in New York

**Vor mehr als fünfzig Jahren flohen sie vor den Nazis. Noch immer treffen sie sich jeden Mittwoch bei deutschem Kartoffelsalat und amerikanischen Bagels. Ein Besuch bei den letzten Zeugen der großen Zwangsemigration**

VON CORINNA EMUNDTS  
UND IMKE LASS (PHOTO)

Seit 1943 hat Harry Asher so gut wie keinen dieser Mittwochabende versäumt. Und jetzt sitzt Harry im Taxi zur Upper East Side und überlegt, wie so oft, gar nicht mehr hinzugehen. Der Stammtisch ist so anders als früher, als sein Freund Oskar Maria Graf noch lebte. Harry ist der letzte von denen, die von Anfang an dabei waren. In zwei Jahren wird er neunzig. Manchmal hat er das Gefühl, seine Zeit überlebt zu haben.

Es ist keine Literatenrunde mehr, und große politische Diskussionen sind selten geworden. Und viel zu sanft. Das Alter macht harmoniesüchtig. Statt dessen kommen junge Besucher, viele aus Deutschland. Die interessanteste Frage lautet deshalb immer: Wer kommt heute Abend?

Aber als Harry sich in dem Haus in der 89sten Straße mit seiner Gehhilfe zum Aufzug quält, weiß er, warum er immer wieder herkommen wird. Es ist der einzige Punkt in dieser Stadt, wo er wirklich hingehört. Da ist Gaby Glueckselig, die quirlige Gastgeberin, da ist Lily mit dem weichen Wiener Akzent und ihr zurückhaltender Mann Herbert Hull, die extra aus New Jersey anreisen und meist die ersten sind. Daneben Alex und Hilde Olsen, die im Vorkriegs-Berlin als Trotz-kisten aktiv waren; Leo Glueckselig, Gabys Schwager, der als Graphiker lange für die Zeitschrift *Time* arbeitete. Sie alle sind in den Siebzigern und Achtzigern. Und der Name Hitler hat für sie, im

Unterschied zu ihren Besuchern, eine ganz konkrete Bedeutung.

Mittwoch abends ist die kleine New Yorker Wohnung ein virtueller Raum, eine Melange aus Berliner, Wiener und New Yorker Lebensstil. Am Kühlschrank hängt ein deutsches Auflaufrezept, an der Wand ein Stich des historischen Wien, in den Regalen verstauben Werkausgaben von Roth und Lessing. Gaby hat Kartoffelsalat und Matjes bereitgestellt, es gibt Wein und amerikanische Bagels. Nur wenn Gaby am Telefon Englisch spricht, macht sich Amerika bemerkbar.

Als Oskar Maria Graf, der Schriftsteller vom Starnberger See, in den dreißiger Jahren nach New York ins Exil ging, wollte er kein Amerikaner werden und weigerte sich, Englisch zu lernen. Aber er brauchte Zuhörer, denen er seine neuesten Texte vorlesen konnte. Zusammen mit Harry Asher, dem Art-director, den er aus Prager Kommunistenkreisen kannte, gründete er deswegen 1943 seine Schwabing-Runde, die er bis zu seinem Tod 1967 als polternder Macho dominierte. Schöne Emigrantenwitwen, lästert Alex, die Graf als krachledernen Exoten bewunderten, waren besonders gern gesehen. Der Buchdrucker Alex war 1936 aus Berlin geflohen, wo er als Trotz-kist unter seinem richtigen Namen Werner Paul Emil Schmidt im Untergrund Flugblätter und Zeitschriften herausgegeben hatte. Den Namen Alex Olsen wählte er, damit er nicht so deutsch klang.

Der Stammtisch spricht deutsch. Andere Emigranten hatten sich als Überlebende des Holocausts entschieden, die deutsche Sprache nicht mehr zu benutzen. Das war hier immer anders. Leo etwa empfand die New Yorker Sprachinsel als Hilfe und gleichzeitig als Trotz gegen Hitler. „Unsere Sprache ist das einzige, was er uns nicht wegnehmen konnte.“ Auch heute lehnen sie nicht alles Deutsche rundherum ab. Ihre Geburtsorte etwa bereisen sie gern, ohne dort leben zu wollen; Besucher aus Deutschland und Österreich sind willkommene Gäste. All dies mag damit zusammenhängen, daß die meisten von ihnen früh die Brutalität des Dritten Reiches erkannt hatten, davor geflohen waren und sie daher nicht lange selbst erleben mußten. Manche mögen nicht „Überlebende“ genannt werden, sondern „Emigranten“.

Oskar Maria Graf verwertete die Runde selbst zu einem Roman. In „Die Flucht ins Mittel-mäßige“ portraitierte und überzeichnete er die Emigrantenrunde der fünfziger Jahre. Das Buch wird am heutigen Stammtisch immer noch gern verschwiegen, weil er so ins Detail ging, „daß nur noch die Telephonnummern fehlten“, knurrt Harry. „Sie waren“, heißt es bei Graf, „der übriggebliebene Rest gewaltsam Entwurzelter, obgleich die meisten das stets hartnäckig bestritten ... eine Schicht für sich mit ihrem ureigenen Lebensstil und eingewurzelt in früheren Gewohnheiten.“ Die Treffpunkte wechselten, die Ge-

sichter auch. Bert Brecht und Uwe Johnson kamen zu Besuch, in den sechziger Jahren das halbe SPD-Schattenkabinett. Anfangs traf man sich in deutschen Lokalen wie „Alt-Heidelberg“, später aus Kostengründen privat – erst bei Harry und seit sechs Jahren bei Gaby Glueckselig, die 1938 von Wiesbaden nach Amerika emigrierte. In New York heiratete sie den österreichischen Exillyriker Fritz Glueckselig, Leos Bruder, der als Friedrich Bergammer veröffentlichte.

Wien ist hier näher als Boston. Irene Bloch fragt einen jungen Wiener, der auf Inspiration für einen Roman hofft, nach einer kleinen Kirche. „Wie heißt sie noch?“ – „Althietzinger Pfarrkirche.“ – „Ach ja!“ Für den Österreicher ein vertrauter Ort. Für die 82jährige jüdische Musikerin eine Kindheitserinnerung.

Was wie ein Kaffeekränzchen wirkt, ist Raumschiff und Zeitmaschine zugleich. Seine Insassen sind keine Deutschen oder Österreicher mehr, aber auch keine Amerikaner. Sagt einer „wir“, kann das „wir, die Deutschen“, „wir, die Emigranten“ oder „wir, die Amerikaner“ heißen. Der urbane Transitraum New York, in dem jeder zweite amerikanisch mit irgendeinem Akzent spricht, erlaubt solche Doppelexistenzen. „Ich habe keine Vergangenheit gehabt in Deutschland“, sagt Gaby, „und doch bin ich keine Amerikanerin geworden.“ – „Natürlich bist du Amerikanerin“, widerspricht Harry, „das ist, was Amerika ist: Keiner ist so richtig Amerikaner.“ – „Warum habe ich dann keine amerikanischen Freunde?“ Trotzdem: Sie ist hiergeblieben. In der alten Heimat sind kaum noch Freunde; ihre Eltern sind in New York begraben.

Der Mittwochabend ist den Emigranten ein sicherer Halt geworden, und je älter sie werden, desto wichtiger scheint der Termin. Zusammensein, zusammenhalten – darum geht es. Viele haben keine Kinder, die Runde wird zum Familienersatz: Nicht alle lieben sich, aber man kennt sich gut. Und vor Langerweile schützen die vielen Besucher. Manche Stammtischler werden

dann schüchtern, andere genießen Gespräche mit der Enkelgeneration. Leo: „Es erleichtert mir mein Alter, nachdem sich so lange keiner für uns interessiert hat.“

„Die Bedeutung des Stammtisches liegt auf der anderen Seite des Atlantiks“, sagt der fließend Deutsch sprechende Musikstudent Mike. Er ist der einzige junge Amerikaner, der regelmäßig kommt. In New York ist dies einer von vielen Zirkeln, mehr nicht. Erst war es das Interesse für das Judentum, inzwischen kommt er vor allem aus Zuneigung. „Religion spielt hier außer einer gewissen *familiarity* keine Rolle. Wir sind alle Atheisten geworden“, sagt Hilde Olsen kurz.

Mittlerweile ist der Stammtisch eine öffentliche Institution. Über 170 Besucher haben sich allein in den vergangenen zwei Jahren ins Gästebuch eingetragen. Studenten, Historiker, Journalisten, allesamt aus Deutschland, Österreich und der Schweiz. Manche erwarten noch die großen Grafschen Debatten, aber man diskutiert nicht mehr so heftig. Außer es schreibt einer wie Goldhagen ein Buch, das sie so irritiert hat, daß sie ihre Erinnerungen austauschen. Das passiert selten. Die gemeinsame Vergangenheit verbindet, das reicht. Man muß nicht noch dauernd drüber reden, finden sie. Alle wußten, daß Hilde Olsen im Konzentrationslager war und ihre Familie dort verloren hat, keiner hat sie je danach gefragt. Erst vor zwei Jahren fing sie selbst an darüber zu sprechen: als „Schindlers Liste“ in die Kinos kam. Dessen Inhalt wollte sie bestätigen. Denn sie war diejenige, die Schindlers Liste auf der Schreibmaschine getippt und ihren Namen dazugesetzt hatte, um zu überleben.

„Wir sind nicht vergangenheitsorientiert“, betont Gaby, „wir leben im Heute.“ Lily und Trudy protestieren, die Geschichte spiele schon eine Rolle. „Wir sind die letzten. Fragt uns aus“ – den Satz des Dichters Hans Sahl, der bis zu seinem Tod hierherkam, zitiert hier jeder irgendwann. Aber sie diskutieren lieber über New Yorker Kulturereignisse oder Clintons Politik. Die einstigen Kommuni-

sten oder Sozialdemokraten sind heute allesamt *Democrats*.

Oft kommen deutsche Praktikanten der traditionsreichen New Yorker deutsch-jüdischen Emigrantenzeitung *Aufbau* vorbei. Das Blatt weckt Erinnerungen, wie an dem Abend, als ein junger Kölner erscheint: „Ja, aus dem *Aufbau* haben wir als erstes über die Vergasungen erfahren.“ Minutenlang sprechen sie plötzlich über Konzentrationslager, bis die Wienerin Valy Sabarsky unterbricht: „Ich bin eigentlich hergekommen, um mich zu amüsieren.“ Kurze Stille. Dann lachen alle. „Gott sei Dank“, murmelt Leo mehr zu sich selbst, „daß wir noch lachen können.“ ◀